

**Zeitschrift:** Serie Ares : histoire militaire = Militärgeschichte  
**Herausgeber:** Association suisse d'histoire et de sciences militaires  
**Band:** 2 (2015)

**Artikel:** "Vaterland zerstört. Armee zerrissen." : Der Zusammenbruch der Donaumonarchie in der Erinnerung österreichisch-ungarischer Offiziere  
**Autor:** Schmitz, Martin  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1043733>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

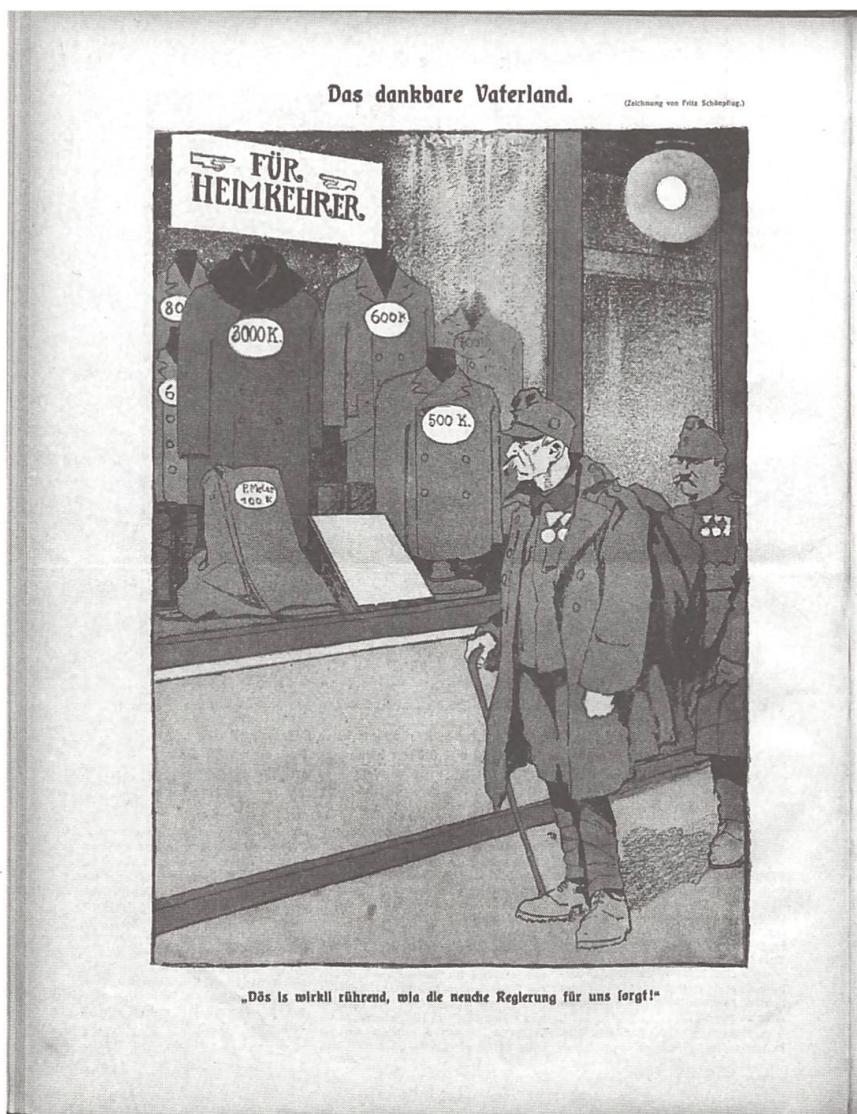
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Martin Schmitz

«Vaterland zerstört. Armee zerrissen.»  
Der Zusammenbruch der Donaumonarchie in der  
Erinnerung österreichisch-ungarischer Offiziere



Den heimkehrenden Soldaten und Offizieren werden im Schaufenster eines Kleidergeschäfts zu hohen Preisen zivile Kleider feilgeboten.  
(«Die Muskete», 16.1.1919)

Im Jahre 1918 ragte unter den geschlagenen Generälen der k. u. k. Armee eine Figur hervor: Svetozar Boroević, der «Löwe vom Isonzo».<sup>1</sup> Er war ab Mai 1915 Kommandant der 5. Armee, die in elf Schlachten die Isonzofront gegen die italienischen Angriffe verteidigte und schliesslich am erfolgreichen Durchbruch bei Caporetto beteiligt war. Bereits zuvor war Boroević bekannt für seine Rücksichtslosigkeit und äusserste Härte gegenüber Kommandanten, Offizieren und Mannschaften, aber auch als innovativer Akteur einer öffentlichkeitswirksamen Selbstinzenierung, welche im Beinamen «Löwe vom Isonzo» gipfelte.<sup>2</sup> Seine Reputation als willens- und durchsetzungssstarker Vorgesetzter ermöglichte ihm während des Weltkriegs im Gegensatz zu vielen Offizierskameraden eine steile Karriere und das Vertrauen des Kaisers. Sein Glaube an brachiale militärische Gewalt ging so weit, dass er dem Kaiser im November 1918 das Angebot machte,



Generalsuniformierung im Krieg und bei Kriegsende.  
(*Die Muskete*, 27.2.1919)

mit noch zur Verfügung stehenden Truppenteilen auf Wien zu marschieren und den Erhalt der Doppelmonarchie mit Waffengewalt zu verteidigen.

Zugleich setzte ihm die militärische und politische Entwicklung im November 1918 derart zu, dass sein Generalstabschef Anton Pitreich in seinem Tagebuch festhielt, Boroević sei «psychisch stark aus dem Gleichgewicht» geraten und könne mit den Entwicklungen «kaum Schritt halten».<sup>3</sup> Die Erklärung für den rapiden Verfall seines Vorgesetzten lieferte Pitreich gleich mit: Seiner Meinung nach konnte dieser die Kriegsniederlage, den Zerfall der Donaumonarchie und die daraus resultierenden Folgen nicht verwinden. Die Gewissheit, «nichts mehr, zu gelten und keine Heimat [mehr] zu besitzen», gepaart mit der Perspektive, am Lebensabend unter finanziellen Sorgen zu leiden, war selbst für einen Mann wie Boroević offenkundig zu viel.<sup>4</sup> Als Kroate konnte er in der Tat keine «Heimat» mehr finden, die k. u. k. Armee gab es nicht mehr, und der jugoslawische Übergangsstaat (SHS-Staat: Slowenien, Kroatien, Serbien) wollte ihn als Re-

präsentanten der habsburgischen Elite nicht. Nicht wenige Zeitgenossen machten denn auch ebendiese Umstände als eigentliche Ursache für seinen raschen Tod am 23. Mai 1920 in Klagenfurt aus.

Der Marschall war aber beileibe nicht der einzige ehemalige k. u. k. Berufsoffizier, für den am Kriegsende eine Welt zusammenbrach. Die Gründe hierfür waren in der Regel dieselben wie bei Boroević: Die Auflösung Österreich-Ungarns und die damit verbundenen Begleiterscheinungen wurden von der grossen Mehrheit der militärischen Führer als traumatisch empfunden. Der Orientierungs- und Lebensrahmen des Offizierskorps hatte sich aufgelöst: die Monarchie, der Vielvölkerstaat, die Armee. Anstatt mit einer Verbesserung des Status der Habsburgermonarchie als Grossmacht endete der Krieg mit der Auflösung des Vielvölkerreiches.<sup>5</sup> Dabei hatte sich 1914 gerade das Offizierskorps vom Krieg eine Standesverbesserung und damit ein Plus an Exklusivität des Offiziers gegenüber anderen Standesgruppen, bessere Bezahlung, aber auch eine Vermehrung der Ehrenvorrechte erhofft.<sup>6</sup> Gerade Boroević soll eine ausgesprochene «Ehrbegierde» gezeigt haben, sodass man ihm «eine exzeptionell ehrsüchtige Naturanlage» nachsagte.<sup>7</sup> Mit der Niederlage musste sich zwischen dem unerfüllten Wunsch nach militärischer Bewährung, kollektiver und individueller Ehrbegierde, im Krieg erworbener Anerkennung und der Auflösung dieses Sinnstiftungssystems ein enormes Spannungsfeld auftun, welches nur mehr kollektiv und individuell in der Erinnerung verarbeitet werden konnte.<sup>8</sup> Kein Wunder also, dass im kollektiven Gedächtnis der Truppenführer die Niederlage und die letzten Monate des Jahres 1918 einen besonderen Stellenwert einnahmen.

Die Erinnerung der Offiziere an die Niederlage und das Auseinanderbrechen der Doppelmonarchie bilden vor diesem Hintergrund den Be trachtungsgegenstand dieses Beitrags. Zunächst werden die Ursachen thematisiert, auf welche die Truppenführer die Niederlage zurückführten. Im Anschluss daran werden die Begleitumstände herausgearbeitet, unter denen sich der militärisch-politische «Zusammenbruch» vollzog, und erklärt, inwiefern diese zur verzerrten Erinnerung der Offiziere beitrugen. Der enge Zusammenhang zwischen Erinnerung und interessengeleiteter Geschichtspolitik wird dabei aufgezeigt. Die interessengeleitete Darstellung der Geschichte im Rahmen der Erinnerungsproduktion trug entscheidend dazu bei, dass die Erinnerung zum gesellschaftlichen Gefechtsfeld wurde und als Instrument der Interessenwahrung für die Gegenwart genutzt wurde.

## Ursachenforschung: Die Suche nach «Sündenböcken»

Welche Ursachen machten nun die Offiziere für den Untergang der Habsburgermonarchie verantwortlich? Die Antwort fällt mit Blick auf die Quellen eindeutig aus: Die Truppenführer beschuldigten insbesondere die «Heimatfront». Für Franz Conrad von Hötzendorf, den langjährigen Generalstabschef Österreich-Ungarns, stand im November 1918 fest, dass «unsere Monarchie und unsere Armee von rückwärts zugrunde gerichtet worden» seien.<sup>9</sup> Dieser Deutungsansatz war allerdings keineswegs ein genuines Produkt der letzten Kriegswochen, sondern entstand bereits zu Beginn des Kriegs. Schon zu diesem frühen Zeitpunkt war es im Offizierskorps zur Gewohnheit geworden, für militärische Misserfolge vornehmlich andere in Regress zu nehmen. Niederlagen führte das Armee-Oberkommando (AOK) in erster Linie auf das angebliche «Versagen» von Verbänden zurück, die sich aus slawischen, vor allem tschechischen Soldaten zusammensetzten.<sup>10</sup> Deren angebliche Illoyalität und mangelnder Patriotismus<sup>11</sup> sei wiederum als «Endergebnis [der] politischen Sünden schwächlicher Regierungen» zu werten, so Generaloberst Viktor Dankl im März 1915.<sup>12</sup> Diese hätten es in der Zeit vor 1914 versäumt, durch radikale Massnahmen der «antimilitaristischen Verseuchung der Armee» vorzubeugen. Obwohl die Armeeführung damals eine Abkehr von der «schwächlichen Milde» der Zivilverwaltung gefordert habe, sei nichts dergleichen geschehen – mit den bekannten Folgen. Im Übrigen habe diese Politik zur «serbophilen Verseuchung» Bosniens, der Herzegowina und Südungarns sowie dem immer stärkeren Einfluss des Zarenreiches in Galizien geführt.<sup>13</sup> Da sich in den Operationsräumen der Monarchie Tausende «staatsfeindliche» Landesbewohner aufgehalten hätten, so der Tenor im Offizierskorps, hätten die eigenen Verbände unter erschwerten Bedingungen agieren müssen, da «unsere Truppen [...] neben dem äusseren Feind, auch mit einem inneren zu kämpfen haben».<sup>14</sup>

Im Lauf der Zeit stellten sich die Befürchtungen gegenüber dem «inneren Feind» allerdings als weitgehend unbegründet heraus. So gestand das AOK im Sommer 1915 armeeintern ein, dass es «in Mittel- und Ostgalizien, [...] der Bukowina, sowie in Südwestrussland [...] zu schweren Missgriffen und [...] unrichtiger Behandlung eigener Staatsangehöriger» gekommen sei.<sup>15</sup> Es war aber bezeichnend, dass der Generalstab dennoch in seiner Pressepolitik unverändert an dem Erklärungsmuster des «Verrats» festhielt, um Misserfolge zu begründen, was von der deutschnationalen Presse begierig aufgegriffen wurde.<sup>16</sup> Es muss deshalb festgehalten werden, dass die zivile Verwaltung bereits vorweg für den ungünstigen Kriegsverlauf in Haftung genommen wurde. Von dieser Deutung war es dann nur ein kleiner Schritt zur späteren Behauptung, die Front in Italien sei in den letzten Kriegswochen auch aufgrund der Illoyalität der ungarischen Regie-

rung zusammengebrochen, die aus egoistischen Motiven heraus die magyarischen Truppenteile zurückbeordert habe und somit entscheidend zur Auflösung der Front in Italien beigetragen habe.<sup>17</sup>

Neben der zivilen Verwaltung bot sich zudem der letzte Monarch Österreich-Ungarns, Kaiser Karl, als Sündenbock für Niederlage und Zusammenbruch an. Ähnlich wie bei den Vorwürfen gegenüber der Zivilverwaltung kulminierten auch in diesem Fall länger aufgestaute Vorbehalte in einer scharfen Generalabrechnung. Nachdem man dem jungen Monarchen in der Hoffnung auf weitreichende Reformen zunächst wohlwollend begegnet war, änderte sich diese Haltung innerhalb kürzester Zeit. Ursache hierfür waren die kaiserliche Personalpolitik, die Lockerung der Militärstrafen, die Amnestierung politisch Verurteilter und die zunehmenden Spannungen mit dem deutschen «Waffenbruder», die in der «Sixtus-Affäre» kulminierten und Karl schwer kompromittierten.<sup>18</sup> Spätestens nach der katastrophal vorbereiteten Piave-Offensive im Sommer 1918, die Karl als «Oberster Kriegsherr» verantworten musste, hatte er sich bei zahlreichen Truppenführern endgültig den Status einer *Persona non grata* erworben: «Die Allerhöchste Stelle blieb nun nicht mehr in bisher üblicher Weise von jeder Debatte ausgeschaltet. Auch in der Armee begann das althergebrachte Ansehen der Krone bedenklich zu wanken.»<sup>19</sup> Dem Monarchen hielt man des Weiteren analog zur zivilen Verwaltung fehlende Entschlossenheit vor, welche die Kriegsanstrengungen Österreich-Ungarns torpediert hätten, sodass aller Einsatz umsonst gewesen sei. So notierte Anton Pitreich am 29. September 1918 in seinem Tagebuch: «Was nützen alle Anstrengungen dieser herrlichen Armee im Felde, den gänzlich verfahrenen Staatskarren vermag sie doch nicht mehr aus dem Dreck zu ziehen, weil hier dem Obersten Kriegsherren der Wille fehlt.»<sup>20</sup>

Ganz in diesem Sinn missbilligte das Gros der Offiziere das vom Kaiser im Oktober 1918 proklamierte «Völkermanifest» als entscheidende Ursache für den Zerfall des Habsburgerreiches. Das Manifest sollte zugleich «Instrument der Waffenstillstands- und Friedenspolitik»<sup>21</sup> wie auch letzter innenpolitischer Strohhalm sein, um die Auflösung des Vielvölkerreiches zu verhindern. Karl hatte deshalb versprochen, die österreichische Reichshälfte zu einem föderalen Bundesstaat umzugestalten, um ein Ausscheren der einzelnen Nationalitäten aus dem Reichsverband abzuwenden. Die k. u. k. Offiziere verurteilten dennoch die Bekanntmachung des Manifestes: Erstens habe dieses den politischen Zerfall des Reiches eher vorangetrieben als verhindert und zweitens seien die Auflösungserscheinungen bei der Truppe beschleunigt worden, da die Soldaten der in der Entstehung begriffenen Staaten von ihrem bisherigen, auf den Kaiser geleisteten Eid entbunden worden wären, sodass diese ein Weiterkämpfen verweigert hätten.<sup>22</sup> Karls Ansehen fiel endgültig ins Bodenlose, nachdem die Bedingungen des Waffenstillstandes in der Villa Gusti (3. November

1918) publik geworden waren.<sup>23</sup> Für Pitreich stellten diese einen «ewigen Schandfleck [dar], den diese herrliche Armee nicht einfach mit sich ins Grab nehmen wird. So sind auch [...] die Gefühle, die uns heute alle nach dieser Botschaft erfüllen, nicht einmal deprimierend und niederdrückend, sondern nur wut- und zornerfüllt über das schmachvolle Verhalten dieses unwürdigen Monarchen: Wehmütig gedenkt die Armee heute ihres alten Kaisers, der sie ins Feld führte, dieses leuchtenden Vorbildes traditioneller Soldatenehre, des letzten wahren Soldaten auf dem Throne der Habsburger. [...] Dieses Stimmungsbild mag die Wirkung des Waffenstillstandsvertrages auf die Armee charakterisieren.»<sup>24</sup>

Angesichts dieser Stimmungslage verwundert es nicht, dass Karl in der Nachkriegszeit von zahlreichen Offizieren publizistisch angegriffen wurde. So unterschiedlich die Vorwürfe zum Teil waren, in einem Punkt waren sich die Autoren einig: *Summa summarum* sei das militärische Debakel politisch bedingt und durchweg zu verhindern gewesen. Nach dem Krieg nutzten die publizistisch aktiven Offiziere jedes Mittel, um die umkämpfte Erinnerung an das Kriegsende in Österreich möglichst in ihrem Sinn zu lenken und der These vom vermeidbaren Zusammenbruch zur geschichtspolitischen Deutungshoheit zu verhelfen. Es war demnach nur konsequent, wenn die Vertreter der ehemaligen österreichisch-ungarischen Militärelite 1921 in der *Wehrzeitung* behaupteten, «vom Standpunkt der Führung aus [...] den uns aufgezwungenen Kampf siegreich» bestanden beziehungsweise «diesen Krieg, den wir nach seinen tiefschmerzlichen Konsequenzen verloren haben, militärisch gewonnen [zu] haben». <sup>25</sup>

Selbst wenn man die negativen Wirkungen des «Manifests» in Rechnung stellt, kamen solche Aussagen dennoch einem Grad an Verdrängung gleich, der einer faktischen Realitätsverweigerung entsprach. Immerhin war Österreich-Ungarn bereits nach wenigen Kriegswochen abhängig vom deutschen Waffenbruder gewesen und wäre ohne dessen Unterstützung schon deutlich früher besiegt worden. Zudem war es keineswegs so gewesen, dass Desertionen erst nach dem «Völkermanifest» und dem Rückruf der Truppen einsetzten. Vielmehr wiesen die einzelnen Truppenkörper bereits Ende September 1918 nur noch 50 Prozent der auf dem Papier geführten Mannschaften auf, der Rest war tot, verletzt oder hatte sich bereits ins Hinterland abgesetzt. Die besorgniserregende Zahl der Desertionen war aber mitnichten politischen Motiven geschuldet,<sup>26</sup> sondern vielmehr auf die katastrophale Versorgungslage in Österreich-Ungarn zurückzuführen, unter denen sowohl die Truppe als auch die Heimatfront litt.<sup>27</sup> Angesichts der ungenügenden Ernährung der Truppe sowie der erdrückenden materiellen Überlegenheit der Gegner und der politischen Auflösungsscheinungen war eigentlich jedem Offizier klar, dass der Krieg verloren war. Nach Meinung von Edmund Glaise-Horstenau, während des Kriegs Offizier im Armeeoberkommando und in der Nachkriegszeit Direktor des

Wiener Kriegsarchivs, stand es bereits im Oktober 1918, also rund einen Monat vor dem endgültigen Zusammenbruch fest, dass es mit Österreich «aus ist».<sup>28</sup>

In Anbetracht dieser Tatsache stellt sich umso mehr die Frage, warum ehemalige k. u. k. Offiziere in der Nachkriegszeit von einem siegreich beendeten Kampf schwadronierten und Fakten ausblendeten, die seinerzeit in der Armee Allgemeingut dargestellt hatten. Immerhin kam selbst das Wiener Kriegsarchiv, einer kritischen Aufarbeitung des Weltkriegs unverdächtig, zu dem Ergebnis, dass die Auflösung der Front auch ohne «Völkermanifest» nicht aufzuhalten gewesen wäre.<sup>29</sup>

### Erklärungen für die verzerrte Erinnerung der Offiziere

Welche Gründe waren für die verzerrte Erinnerung an den Zusammenbruch Österreich-Ungarns verantwortlich? Hier gilt es in erster Linie zu betonen, dass insbesondere für die altgedienten Berufsoffiziere der k. u. k. Armee wie Boroević im Oktober/November 1918 innerhalb kürzester Zeit eine Welt zusammenbrach. Noch ex post war es für Ludwig Goiginger, der zuletzt das k. u. k. XVIII. Korps an der Westfront kommandierte, kaum begreiflich, dass «die ruhmreiche kaiserliche Armee und das sechshundertjährige Reich [...] in wenigen Tagen» aufgehört hatten zu existieren.<sup>30</sup> Damit verloren die Truppenführer alle ideellen Bezugspunkte, die bislang in ihrem Leben wichtig gewesen waren, nämlich Monarchie, Dynastie, Armee und Vielvölkerstaat.<sup>31</sup> Der Schock darüber, dass die vertraute Welt aus den Fugen geraten war, fiel bei den k. u. k. Offizieren sogar noch deutlich stärker aus als bei ihren deutschen Kameraden. Zwar hatten auch diese «den Sturz aller bis dahin für unumstößlich gehaltenen» Verhältnisse zu verarbeiten, wie es der spätere Generaloberst der Wehrmacht, Georg Lindemann, formulierte.<sup>32</sup> Gleichwohl konnten sich die deutschen Offiziere aber an den Gedanken eines künftigen Wiederaufstiegs des Reiches und einer Revision des Versailles Vertrags klammern. Eine solche positive Perspektive fehlte den k. u. k. Offizieren dagegen, denn bei aller Wehmut wussten diese doch um die Unmöglichkeit einer Wiedervereinigung Österreich-Ungarns. Der frühere Kriegsminister der Donaumonarchie, Auffenberg, verlieh deshalb der weit verbreiteten Stimmung im Offizierskorps Ausdruck, wenn er in seinen Memoiren ausführte, dass sich «euer [gemeint sind die deutschen Offiziere, Anmerkung des Autors] Vaterland nach all dem unermesslichen Unglück wieder aus der Asche erheben wird. Wir aber, wir finden an [...] Stelle des Vaterlandes ein Trümmerfeld [vor] und in demselben entseelt dahingestreckt: die Ideologie des österreichisch-ungarischen Offiziers.»<sup>33</sup>

Wenn Trauma als psychische Wunde definiert wird, die «auf lebensbedrohenden bzw. die Seele tief verwundenden Erfahrungen» basiert, welche «aufgrund ihrer fremdartigen und identitätsbedrohenden Qualität psy-

chisch nicht verarbeitet werden» können,<sup>34</sup> dann stellte die Auflösung der Donaumonarchie mit Sicherheit für die grosse Mehrheit der Offiziere ein Trauma dar. Diese traumatischen Erlebnisse mussten Konsequenzen für die Erinnerung haben. Der Schock darüber, dass die vertraute Welt aus den Fugen geraten war, führte zur Bereitschaft, «Unerwünschtes und diffus Unübersichtliches aus der Erinnerung auszusondern». Dies hatte wiederum zur Konsequenz, dass es im ehemaligen Österreich-Ungarn – wie auch in Deutschland – bei der Erinnerung an den vorangegangenen «Grossen Krieg» zu einer «nachträglichen Verfälschung, einem aktuellen Erfordernissen geschuldeten Zurechtstutzen [des] Erfahrungswissens» kam.<sup>35</sup> Konkret bedeutete dies, dass all jene Erfahrungen aus dem kollektiven Gedächtnis der Offiziere verdrängt wurden, die ein positives Selbstbild in Frage gestellt hätten. Dies ist nach Peter Novick ein typisches Merkmal des kollektiven Gedächtnisses, da «Ereignisse nur aus einer einzigen, interessierten Perspektive» gesehen und auf «einen mythischen Archetypus» zurückgeführt werden, sodass Mehrdeutigkeit und differenzierendes Abwägen keinen Platz haben.<sup>36</sup> Ebenjene Merkmale lassen sich auch in der Erinnerung der k. u. k. Offiziere an das Kriegsende nachweisen: Anstatt die militärisch-politischen Rahmenbedingungen anzuerkennen, welche eine Niederlage der Mittelmächte nach dem Kriegseintritt der USA unumgänglich machten, wurde stattdessen die Ursache hierfür und die damit verbundene Auflösung des Habsburgerreiches auf die wirkungsmächtige Legende des «Dolchstosses» reduziert,<sup>37</sup> der gleichermassen von «untreuen Nationalitäten», einer schwächlichen Zivilverwaltung und den revolutionären Sozialdemokraten geführt worden sei, denen der Kaiser nicht in den Arm fallen konnte beziehungsweise wollte.

Diese Interpretation hatte zudem den Vorteil, dass die Rekonstruktion der Ursachen mit den entehrenden Umständen des Zusammenbruches in Einklang gebracht werden konnte. Die langfristigen Folgen Letztgenannter waren schliesslich für das kollektive Gedächtnis der Offiziere von fundamentaler Bedeutung. Dies war unter anderem den Erlebnissen bei der Heimkehr geschuldet, die in der Erinnerung alpträumhafte Züge trug. In nahezu allen Memoiren und Erinnerungsschriften thematisierten die Truppenführer diese Erlebnisse; hier lassen sich sowohl in Deutung und Diktion grosse Parallelen erkennen. Carl von Bardolff, ein Theresienritter und späterer NS-Sympathisant, hielt beispielsweise in seinen Memoiren fest, dass den Offizieren bei der Rückkehr nichts anderes widerfahren sei als «tief verletzender, nie verzeihlicher Undank [...] Das war die Heimkehr nach mehr als vier Jahren Krieg, das war der Empfang, das war der Lohn!»<sup>38</sup> Auch für Anton Léhar, der wie Bardolff die höchste Tapferkeitsauszeichnung erworben hatte, war es rückblickend unfassbar, dass «der Einzug in Wien von dem wir so oft geträumt, wenn wir im Unterstand für das Vaterland darbend, selbst das Notwendigste entbehrten», gänzlich anders ver-

lief als erträumt: «Alles was uns heilig war in den Koth [sic!] gezerrt und beschimpft. Das grosse, gemeinsame Vaterland in 5 Vaterländer zerfetzt und zerrissen. Der Kaiser und König verjagt.»<sup>39</sup> Das «Novembererlebnis» stand demnach in krassem Widerspruch zum «Augusterlebnis» – die Parallelen zu den Erfahrungen der deutschen Offiziere liegen auf der Hand.<sup>40</sup> Die grosse Hoffnung im k. u. k. Offizierskorps, dass der Waffengang Österreich-Ungarns eine integrative Wirkung auf die Vielvölkermonarchie ausüben würde, hatte sich in sein Gegenteil verkehrt. Diese Tatsache anzuerkennen war an und für sich schon deprimierend genug, wurde allerdings noch zusätzlich durch Vorwürfe an die Offiziere erschwert. Diese mussten sich für die Ergebnisse des Kriegs rechtfertigen und erklären, «warum alles anders gekommen war als erwartet und erhofft».«<sup>41</sup>

Für Auffenberg machte deshalb nicht «das trostlose Heim und das völlig zerstückelte Vaterland» den stärksten Eindruck, sondern vielmehr «der Spott, der Hohn und die geifernden Anschuldigungen» der Zivilisten.<sup>42</sup> Die als unerträglich empfundene Situation verschlimmerte sich noch zusätzlich durch die Entehrung der Uniform, denn vielen Truppenführern rissen Revolutionäre die Offiziers- und Kaiserinsignien ab. Diese Demütigung stellte das ohnehin angeschlagene Selbstbild weiter in Frage und war ein Fixpunkt bei der autobiografischen Reflexion der Offiziere. Bardolff erinnerte sich beispielsweise noch nach 20 Jahren daran, wie am 30. Oktober 1918 sein Wagen von wütenden Demonstranten demoliert und den darin sitzenden Offizieren die Kokarden mit dem kaiserlichen Namenszug von den Kappen gerissen wurden.<sup>43</sup> In ähnlich schlechter Erinnerung blieb bei Alfred Jansa, dem späteren Generalstabschef des Bundesheeres, die Aufforderung eines Revolutionärs, die Kaiserinitiale von seiner Kappe zu entfernen.<sup>44</sup>

Die Berichte von den Uniformentwürdigungen müssen allerdings kritisch hinterfragt werden. Peter Melichar hat zu Recht darauf hingewiesen, dass dieses Phänomen wohl weitaus häufiger «erzählt» als «beobachtet» oder gar erlebt wurde.<sup>45</sup> Bei diesem Vorwurf handelte es sich vielmehr um ein Muster, das durch den «Deutungsrahmen der Gegenwart» bestimmt war – damit konnten die Offiziere «stereotyp die Vorstellungen von einer falschen und ungerechten Umwertung» der Gesellschaft bedienen und daraus ein «Anrecht auf Vergeltung» und eine Abkehr von der Republik ableiten, die ihnen scheinbar keinen Schutz vor Angriffen und der trostlosen ökonomischen Situation der Nachkriegszeit bot.<sup>46</sup> Viele Truppenführer machten schliesslich in der Zeit zwischen 1918 und 1920 eine schwierige, zum Teil existenzbedrohende berufliche Phase durch, da lediglich 1500 von ihnen im Bundesheer und 600 in der Heeresverwaltung eine weitere Anstellung fanden.<sup>47</sup> Auf umfangreichere finanzielle Reserven, mit denen die Übergangsphase hätte überbrückt werden können, konnten nur die wenigsten Offiziere zurückgreifen. Das eigene Ersparne oder das der Eltern war entweder während des Kriegs in nun wertlose «Kriegsanleihen»

investiert worden oder wurde von der Inflation aufgefressen.<sup>48</sup> Der ehemalige Kavallerist Willy Elmayer fasste dementsprechend die Situation, die ihn 1919 erwartete, folgendermassen zusammen: «Es war 1919. Ich stand auf der Strasse – ein Reiteroffizier ohne Pferd, ein kaiserlicher Soldat ohne Kaiser, ein Sohn vermögender Eltern ohne Vermögen. Mein Vater, in Kroatien geboren, musste sich vorerst ohne Pension durchfristen – und meine Mutter hatte ihr ganzes Geld in Kriegsanleihen angelegt und verloren, ein Los, das damals viele Familien mit ihr teilten.»<sup>49</sup> Aus diesem Grund gab es für die erwerbslosen Offiziere auch keine Alternative zur Annahme «minderwertiger Stellungen», was wiederum die Gefahr heraufbeschwor, soziales Prestige zu verlieren.<sup>50</sup> Zwar konnte sich Elmayer durch die Eröffnung einer Tanzschule wirtschaftlich absichern, zahlte dafür aber den Preis der Isolation von seinem Kameradenkreis, der diese Tätigkeit als nicht standesgemäß einstuften.<sup>51</sup>

Obwohl die wirtschaftliche Situation sich vor allem unmittelbar nach Kriegsende schwierig gestaltete, war das öffentlichkeitswirksame Bild vom verarmten Offizier aber dennoch zu einseitig. Viele Truppenführer besetzten schliesslich Führungspositionen in Wirtschaft, Beamtenapparat oder in den Heimwehren, nicht wenige der führenden Politiker der Ersten Republik waren zuvor Offizier gewesen.<sup>52</sup> Dies änderte jedoch nichts an der geschichtspolitisch beabsichtigten Stilisierung der Offiziere als Opfer des Umbruchs, die auf deren gesellschaftliche Aufwertung und finanzielle Besserstellung abzielte. Um diese Ziele zu erreichen, waren die Truppenführer nicht nur publizistisch aktiv, sondern organisierten sich, «den republikanisch-demokratischen Spielregeln Rechnung tragend»,<sup>53</sup> wie es Alfred Jansa fast entschuldigend formulierte, in Interessenverbänden.

Von diesen versprach man sich auch in ideeller Hinsicht einiges, denn sie sollten dazu beitragen, den Korpsgeist in die Nachkriegszeit zu retten und weiter zu bewahren. Dieser Wunsch – so nachvollziehbar er auch sein mochte – ging allerdings an der Realität vorbei. Denn zum einen hatte der Korpsgeist bereits während des Kriegs durch die Rivalitäten zwischen Reserve- und Berufsoffizieren sowie die zunehmenden Nationalitätenkonflikte schweren Schaden genommen.<sup>54</sup> Insbesondere in den letzten Tagen des Kriegs, als die Auflösungserscheinungen überhandnahmen, kam es aber zu bis dato nicht vorstellbaren Vorfällen, die das bisherige Selbstverständnis der Offiziere als «anationale Klammer» der Armee erschütterten. In der Ukraine musste der Kavallerieoffizier Liebenwein beispielsweise hilflos mitansehen, wie ehemalige Kameraden ukrainischer Nationalität mit «Hilfe ihrer aus halbwüchsigen Buben bestehenden Mannschaft österr. [eichische] Soldaten und Offiziere bis aufs Hemd» ausplünderten und sie «des Geldes, des Mantels, ja sogar der Schuhe» beraubten, um sie dann «als halbnackte frierende Bettler weiter zu jagen.»<sup>55</sup> Als ob dieses Erlebnis nicht schon schlimm genug gewesen wäre, musste Liebenwein beim Rücktrans-

port nach Österreich auch noch feststellen, dass der ehemaligen Monarchie und ihren Offizieren in den neu entstandenen Nachfolgestaaten mit abfälliger «Gehässigkeit» begegnet wurde.<sup>56</sup>

Dazu kam, dass die Truppenführer nach Kriegsende sich für einen der Nachfolgestaaten entscheiden mussten, was die auch im deutschen Offizierskorps festzustellende Erosion weiter vorantrieb.<sup>57</sup> Dies fiel allerdings gerade den altgedienten Berufsoffizieren, die in der Regel «Tornisterkinder» waren, schwer, denn ihre Heimat war die übernationale k. u. k. Armee gewesen.<sup>58</sup> Mit dieser Entscheidung legten die Offiziere zudem fest, ob sie zu den Gewinnern oder den Verlierern des Grossen Kriegs zählten. Wer sich zu Jugoslawien oder der Tschechoslowakei bekannte, war im Gegensatz zu denjenigen Kameraden, die für Ungarn oder Österreich optierten, zumindest auf dem Papier Sieger – ungeachtet der Tatsache, dass sie alle zugleich den Weltkrieg als «Teile der österreichisch-ungarischen Monarchie durchkämpft, durchlitten und erlebt hatten.»<sup>59</sup>

Der Zerfall der Habsburgermonarchie ging zudem mit einer gefährlichen politischen Grosswetterlage einher, denn die Grenzverläufe der neu gebildeten Nationalstaaten waren bis zur Unterzeichnung der Friedensverträge noch nicht endgültig geklärt und so brachen bereits kurz nach Ende des Grossen Kriegs mehrere «kleine Kriege» beziehungsweise Konflikte aus, bei denen auf militärische Mittel zurückgegriffen wurde. So kam es zu dem eigentümlichen Umstand, dass sich innerhalb kürzester Zeit ehemalige Kameraden als Feinde gegenüberstanden.<sup>60</sup> Der österreichische Schriftsteller Theodor Czokor verewigte diese an Dramatik kaum zu überbietende Entwicklung in seinem Drama «3. November 1918». Die Hauptprotagonisten des Stückes sind österreichisch-ungarische Offiziere, welche die letzten Kriegstage gemeinsam in einem Spital verbringen. Als der ranghöchste unter ihnen, Oberst Radosin, der sich dem traditionellen Selbstbild verpflichtet fühlt und sich bis zu seinem Tod für «ein Vaterland über den Völkern» einsetzt,<sup>61</sup> verstirbt, löst sich die Gemeinschaft sofort auf, da jeder der Protagonisten in seine Heimat strebt. Der grossdeutsch gesinnte Oberleutnant Ludoltz und sein Gefährte Oberleutnant Zierowitz, ein Slowene, gehen dabei in dem Wissen auseinander, in «kaum zwanzig Minuten»<sup>62</sup> aufeinander zu schiessen.

Neben den nationalen Konflikten spaltete zudem die Frage, wie man sich in der Nachkriegszeit zu Kaiser Karl positionieren sollte, das Offizierskorps. Wie bereits erwähnt, hatten sich viele militärische Führer bereits während des Kriegs von diesem distanziert. Nach dem Zusammenbruch entbrannte dann eine publizistisch geführte Debatte darüber, ob die Offiziere noch an ihren Eid gegenüber Karl gebunden seien. Legitimisten wie Viktor Dankl bejahten diese Frage, während sich der grossdeutsch gesinnte *Deutschnationalen Verband österreichischer Offiziere* vom ehemaligen Monarchen abwendete und diesen publizistisch verfemte.<sup>63</sup> Wie viel Sprengstoff

diese Thematik bot, verdeutlichen die zahlreichen Artikel in Militärzeitschriften, in denen zum Zusammenhalt aufgerufen wurde.<sup>64</sup> Dies galt als Voraussetzung, um im Kampf gegen die innenpolitischen Feinde, sprich die Sozialdemokraten, bestehen zu können.<sup>65</sup> Angesichts der vielfachen Belastungen war es demnach keine Überraschung, dass der Versuch, den Korpsgeist ungeschmälert in die Nachkriegszeit zu retten, weitgehend erfolglos blieb. Dazu trug auch bei, dass das verbindende Element der Truppenführer in der Vergangenheit lag<sup>66</sup> – die gemeinsame Schnittmenge wurde damit immer kleiner, die Entfremdung dagegen immer grösser. Alexander Lernet-Holenia, ein ehemaliger k. u. k. Offizier, der in der Nachkriegszeit seinen schriftstellerischen Durchbruch feierte, griff diesen Prozess in seinem Roman «Die Standarte» auf, indem er seine Hauptfigur nach dem Besuch eines Kameradschaftstreffens eine desillusionierende Bilanz ziehen lässt: «Durch die Reden unserer alten Führer konnte man glauben, noch einmal den Lärm vergessener Gefechte, den Klang längst vergessener Befehle und das Rauschen von den Hufen ganz verschollener Reitergeschwader zu vernehmen [...] Doch war das, was man einander noch zu sagen wusste, bald erschöpft. Zu lange Zeit waren wir voneinander ferne gewesen.»<sup>67</sup>

Gleichwohl wäre es zu einseitig, von einer völligen Auflösung des Korpsgeistes zu sprechen, denn es gab auch viele Beispiele, in denen «die alten Loyalitäten durchaus den Zerfall der Donaumonarchie» überdauerten.<sup>68</sup> Um nur ein Beispiel zu nennen: Die Absolventen der traditionsreichen Theresianischen Militärakademie veranstalteten auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg Wiedersehensfeiern, die generalstabsmäßig vorbereitet wurden. Der Jahrgang von 1909 feierte seine Ausmusterung etwa in den Jahren 1924, 1934, 1939, 1944 sowie zum 50-Jahr-Jubiläum 1959. Zu diesen Feiern wurden alle Jahrgangskameraden unabhängig von ihrer Nationalität eingeladen. Erst nach dem Fall des «eisernen Vorhangs» konnte der Kontakt zu den in Osteuropa lebenden ehemaligen Offizieren nicht mehr aufrechterhalten werden.

Der starke Zusammenhalt der «Alt-Neustädter» darf aber nicht verallgemeinert werden und stellte eher die Ausnahme von der Regel dar. Angesichts der zahlreichen Konfliktfelder konnte die langfristige Erosion des Korpsgeistes nicht verhindert werden. Zugleich wird dadurch aber umso deutlicher, warum die idealisierte «Welt von gestern»<sup>69</sup> der Sehnsuchtsort der meisten ehemaligen k. u. k. Offiziere blieb: Sie erschien im Rückblick trotz aller Fehler als «feste und sichere, in alten und beständigen Werten verankerte Welt.»<sup>70</sup> Folglich erreichte die Wirkungsmacht des Habsburger-Mythos erst in der Zeit nach dem Zusammenbruch ihren Höhepunkt.<sup>71</sup> In Anbetracht der nationalen Gegensätze in den Nachfolgestaaten und der wirtschaftlichen Lage erhielt die Legende vom übernationalen Vielvölkerstaat, in dem die «Völker des Reiches» friedlich und harmonisch durch die weise Regentschaft des greisen Kaisers zusammengelebt hätten, neue Nah-

rung und einen Aktualitätsbezug.<sup>72</sup> Insbesondere auf die Offiziere übte dieser Mythos einen grossen Reiz aus, denn die meisten von ihnen verwanden den Untergang der Doppelmonarchie nie; stattdessen flüchteten sie sich in die verklärte Erinnerung an Österreich-Ungarn. Die «Flucht in die Vergangenheit» hatte somit eine Doppelfunktion: Zum einen bot sie ideellen Halt, zum anderen konnte man durch sie auf die Monarchie Bezug nehmen, was wiederum mit der Ablehnung der ungeliebten Republik einherging.<sup>73</sup>

- 1 Es wurde bislang noch keine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Biografie über Boroević verfasst. Ernest Bauers, *Der Löwe vom Isonzo. Feldmarschall Svetozar Boroević de Bojna*, Graz 1985, stellt eher eine Hagiografie dar. Einen guten Überblick über das Leben des Feldmarschalls bieten aber der Lexikonartikel von Holger Afflerbach in der «Enzyklopädie Erster Weltkrieg», Paderborn u. a. 2004, 390, sowie der Internetartikel auf [www.austro-hungarian-army.co.uk/biog/boroevic.htm](http://www.austro-hungarian-army.co.uk/biog/boroevic.htm) (19. 6. 2014).
- 2 Wie erfolgreich Boroević sich selbst als «Löwe vom Isonzo» vermarkte und dabei von der hasburgischen Propaganda unterstützt wurde, lässt sich u. a. an der Tatsache festmachen, dass er noch 1955 in der *Neuen Deutschen Biographie* als einer der «genialsten österreichischen Feldherrn» bezeichnet wurde. Vgl. Metnitz, Gustav Adolf, «Boroëvić von Bojna, Svetozar», in: *Neue Deutsche Biographie* 2 (1955), 472f. (Onlinefassung: [www.deutsche-biographie.de/pnd130113247.html](http://www.deutsche-biographie.de/pnd130113247.html), 19. 6. 2014). Ähnlich hagiografisch fiel auch der Eintrag im *Österreichischen Biographischen Lexikon* aus, in dem «Bosko» als «hochbegabter, zielbewusster und energetischer Feldherr» bezeichnet wurde. Vgl. *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950*, Bd. 1, Wien 1957, 103 (Onlinefassung: [www.biographien.ac.at/oeb1\\_1/103.pdf](http://www.biographien.ac.at/oeb1_1/103.pdf), 19. 6. 2014).
- 3 ÖStA KA B/54, Nr. 2, Kriegstagebuch Anton Pitreich, Venetien 1918, 7.11.1918.
- 4 Ebd.
- 5 Schmitz, Martin, «Als ob die Welt aus den Fugen ginge». Kriegserfahrungen österreichisch-ungarischer Offiziere im Ersten Weltkrieg, Dissertation Universität Augsburg 2012, 377f. Vgl. ausführlich zu den politischen Hoffnungen und Visionen der k. u. k. Offiziere unmittelbar vor Ausbruch des Kriegs Kronenbitter, Günther, «Krieg im Frieden.» Die Führung der k. u. k. Armee und die Grossmachtspolitik Österreich-Ungarns 1906–1914, München 2003, 484ff.
- 6 Österreichisches Staatsarchiv/Abteilung Kriegsarchiv (in Zukunft ÖStA KA abgekürzt), NFA AOK Op. Akten 1914, Karton 9, Erfahrungsbericht Dankl, 1. Armee, 4. 3. 1915.
- 7 ÖSTA KA B/54, Nr. 4a, Anton Pitreich, Feldmarschall Boroević.
- 8 Vgl. dazu ausführlich Schmitz, Kriegserfahrungen, 355–383.
- 9 Conrad an Nowak, 23. 11. 1918, in: Nowak, Karl Friedrich, *Der Weg zur Katastrophe, mit Briefen, Gesprächen, Dokumenten und Karten*, Berlin 1930, CVIII.
- 10 Vgl. Schmitz, Kriegserfahrungen, 61ff.
- 11 Vgl. exemplarisch ÖStA KA NFA AOK Op. Akten 1914, Karton 9, Erfahrungsbericht Dankl, 4. 3. 1915, in welchem der Kommandant der 1. Armee betonte, dass «ein Teil der Tschechen, Polen und Ruthenen an Vaterlandsliebe und Widerstandskraft weit hinter den Deutschen und Ungarn rangiert».
- 12 Ebd.
- 13 Vgl. exemplarisch zur Einschätzung des «inneren Feindes» in den Annexionsgebieten Kisch, Egon Erwin, *Soldat im Prager Korps*, Leipzig u. a. 1922, Tagebucheintrag vom 9. 8. 1914: «Die Militärbehörden sind unendlich misstrauisch, denn die ganze Bevölkerung ist hier serbophil gesinnt. Mit Serbien verbindet sie die Sprache und die gemeinsame Religion, der sie fromm angehören, und deren Autonomie Gelegenheit irredentistischer Politik gab, drüber, jenseits von Save und Drina sitzen die Kirchenfürsten, aus Belgrad und Schabatz kommen alle Bücher und alle Zeitungen.» Zur Beurteilung der Lage in Galizien vgl. ÖStA KA B/1466, Nr. 1, Kriegstagebuch Böhmer-Ermolli, 83: «Diese Wühlarbeit war den milit. und polit. Stellen bekannt, von ersteren mit Besorgnis verfolgt, von letzteren leider bagatellisiert.»
- 14 ÖStA KA NFA Kommando der Balkanstreitkräfte, Karton 140, Oberleutnant von Stork an k. u. k. Kriegsministerium, 14. 11. 1914.
- 15 Hornykiewicz, Theophil (Hg.), *Ereignisse in der Ukraine*, Bd. 1, 54, k. u. k. AOK an k. u. k. EOK, 20. Juli 1915, «Belehrung der Truppe über die ukrain. Nationalität und Anhaltspunkte für das Verhalten der Truppe auf den von den Ukrainern bewohnten Kriegsschauplätzen.»
- 16 Vgl. ausführlich zum Umgang und der Pressepolitik des AOK bei Fällen angeblichen «tschechischen Verrats» und der damit einhergehenden öffentlichen Auseinandersetzung Lein, Richard, Pflichterfüllung oder Hochverrat? Die tschechischen Soldaten Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg, Wien u. a. 2001, insbesondere 345ff.
- 17 Vgl. zu den Auflösungserscheinungen Österreich-Ungarns letzter Krieg, Bd. 7, 608ff. Zur unmittelbaren Vorgeschichte der Auflösung der Doppelmonarchie vgl. Manfred Rauchensteiner, *Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie*, Wien u. a. 2013, 1025ff.
- 18 Vgl. ausführlich Schmitz, Kriegserfahrungen, 131–144.
- 19 Pitreich, Anton, *Der österreichisch-ungarische Bundesgenosse im Sperrfeuer*, Klagenfurt 1930, 367.
- 20 ÖStA KA B/54, Nr. 2: Kriegstagebuch Pitreich, Venetien 1918, 4. 10. 1918.
- 21 Rauchensteiner, *Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie*, 1032.
- 22 Vgl. Schmitz, Kriegserfahrungen, 402f.
- 23 Die wichtigsten Bedingungen des Waffenstillstands waren: unverzügliche Einstellung der Feindseligkeiten, komplette Demobilisierung und Rückzug aller k. u. k. Truppen von der Front und den seit 1914 besetzten Territorien. Vgl. ausführlich Rauchensteiner, *Der Erste Weltkrieg und das Ende der*

- Habsburgermonarchie, 1043ff. Besonders bitter war zudem die Tatsache, dass die Feindseligkeiten auf österreichisch-ungarischer Seite früher als auf italienischer Seite beendet werden mussten, so dass Zehntausende k. u. k. Soldaten in italienische Gefangenschaft gerieten. Vgl. Broucek, Peter (Hg.), Ein General im Zwielicht. Die Erinnerungen Edmund Glaises von Horstenau, Bd. 1 Generalsstabsoffizier und Historiker, Wien u. a. 1980, 515f.
- 24 ÖStA KA B/54, Nr. 2: Kriegstagebuch Pitreich, Venetien 1918, 3. 11. 1918.
- 25 So Dankl bzw. Roth-Limanowa in ihren Grussworten zu Conrads Dienstzeitjubiläum. Vgl. ÖWZ 1921, Nr. 234, 1. 9. 1921.
- 26 Vgl. Plaschka, Richard Georg; Haselsteiner, Horst; Suppan, Arnold, Innere Front. Militärassistenz, Widerstand und Umsturz in der Donaumonarchie 1918, Bd. 2, München 1974, 72.
- 27 Vgl. ausführlich zur Versorgungslage der Truppe und deren Folgen: ÖStA KA NFA Gefechtsberichte Nr. 1877, AOK, «Die Verpflegung der Armee im Felde», 18. 8. 1918.
- 28 Broucek, General im Zwielicht, Bd. 1, 491f.
- 29 Vgl. Österreich-Ungarns letzter Krieg, Bd. 7, 582.
- 30 ÖStA KA B/1062, Nr. 1, Ludwig Goiginger, Warum wir unterlagen, 30.
- 31 Vgl. folgend Schmitz, Kriegserfahrungen, 405f.
- 32 Lindemann, Georg, «Die staatserhaltende Kraft des deutschen Soldatentums», Militärwissenschaftliche Rundschau 1 (1936), 291–308, hier 299, zit. nach: Hürter, Johannes, Hitlers Heerführer, Die deutschen Oberbefehlshaber im Krieg gegen die Sowjetunion 1941/42, München 2006, 86, Fussnote 62.
- 33 von Auffenberg-Komarow, Moritz, Aus Österreich-Ungarns Teilnahme am Weltkrieg, Berlin u. a. 1920, 64.
- 34 Assmann, Aleida, Der lange Schatten der Vergangenheit: Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, München 2006, 93.
- 35 Ullrich, Bernd, «Die umkämpfte Erinnerung. Überlegungen zur Wahrnehmung des Ersten Weltkrieges in der Weimarer Republik», in: Duppler, Jörg; Gross, Gerhard P. (Hg.), Kriegsende 1918. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, München 1999, 367–375, hier 369.
- 36 Peter Novicks Überlegungen zit. nach: Assmann, Der lange Schatten, 40.
- 37 Vgl. exemplarisch Anonymus, Der Dolchstoss von hinten, ÖWZ, 29. 8. 1921.
- 38 Von Bardolff, Carl, Soldat im alten Österreich. Erinnerungen aus meinem Leben, Jena 1938, 348.
- 39 ÖStA KA B/600, Nr. 1/IV, Anton Léhar, Erinnerungen, 2.
- 40 Vgl. Hürter, Hitlers Heerführer, 88.
- 41 Schmitz, Kriegserfahrungen, 393.
- 42 Auffenberg-Komarow, Aus Österreich-Ungarns Teilnahme am Weltkrieg, 63.
- 43 Bardolff, Soldat im alten Österreich, 343.
- 44 Broucek, Peter (Hg.), Ein österreichischer General gegen Hitler. Feldmarschallleutnant Alfred Jansa. Erinnerungen, Wien u. a. 2011, 426.
- 45 Melichar, Peter, «Die Kämpfe merkwürdig Untoter. K. u. k. Offiziere in der Ersten Republik», Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 9 (1998), 51–84, hier 54.
- 46 Ebd., 54f.
- 47 Doppelbauer, Wolfgang, Zum Elend noch die Schande. Das altösterreichische Offizierskorps am Beginn der Republik, Wien 1988, 65.
- 48 Ebd., 63.
- 49 Elmayer, Willy, Vom Sattel zum Tanzparkett, Wien 1966, 10.
- 50 Doppelbauer, Zum Elend noch die Schande, 66.
- 51 Melichar, Die Kämpfe merkwürdig Untoter, 70.
- 52 Ebd., 63, 71, 81.
- 53 Broucek, Jansa, Erinnerungen, 446.
- 54 Vgl. Schmitz, Kriegserfahrungen, 42ff.
- 55 ÖStA KA B/128, Nr. 1: Rittmeister Liebenwein an Ludwig Fabini, Dezember 1918. Vgl. Schmitz, Kriegserfahrungen, 417f.
- 56 ÖStA KA B/128, Nr. 1: Rittmeister Liebenwein an Fabini, Dezember 1918.
- 57 Pöhlmann, Markus, «Dass sich ein Sargdeckel über mir schlösse.» Typen und Funktionen von Weltkriegserinnerungen militärischer Entscheidungsträger», in: Dülfer, Jost; Krumeich, Gerd (Hg.), Der verlorene Frieden. Politik und Kriegskultur nach 1918, Essen 2002, 149–170, hier 153.
- 58 Schmitz, Kriegserfahrungen, 416.
- 59 Rauchensteiner, Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie, 1052.
- 60 Vgl. Schmitz, Kriegserfahrungen, 418.
- 61 Czokor, Theodor, 3. November 1918. Das Ende der Armee Österreich-Ungarns, Wien 1949 (Erstauflage 1936), Akt 1, 30.
- 62 Ebd., 79.
- 63 Schmitz, Kriegserfahrungen, 408.
- 64 Vgl. exemplarisch Anonymus, Hüten wir uns vor Zersplitterung, ÖWZ, 18. 6. 1920; Mjr. Engel, Friedrich, Zwei Lager, ÖWZ 24. 4. 1920.
- 65 Vgl. Schmitz, Kriegserfahrungen, 409.
- 66 Vgl. Melichar, Kämpfe merkwürdig Untoter, 52.
- 67 Lernet-Holenia, Alexander, Die Standarte, Berlin 1934, 11.
- 68 Schmitz, Kriegserfahrungen, 419f.
- 69 So der Titel von Stefans Zweigs Werk «Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers».
- 70 Magris, Claudio, Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur, Salzburg 1988, 7.
- 71 Ebd., 239.
- 72 Ebd., 243.
- 73 Ebd., 239.

